

Margret Katsivellaris

Personzentrierte Aspekte zur Entwicklung kindlicher Sexualität in der Beziehung zur Mutter

Zusammenfassung: In diesem Beitrag wird versucht, das Phänomen Sexualität in den personzentrierten Bezugsrahmen zu bringen und beschreibend zu erfassen. Fokussiert wird die Entwicklung kindlicher Sexualität in der Beziehung zur Mutter. Eingebettet in den Kontext von Pflege und Fürsorge wird die Bedeutung der erotisch-sexuellen Komponente und die Vielfalt der Ausdrucksformen mitunter zu wenig gewürdigt. Ausgehend von einem kurzen historischen Abriss wird in der Zusammenschau bisheriger personzentrierter Zugänge das Lernfeld der „nie nicht sexuellen“ Beziehung zwischen Mutter und Kind beschrieben. Es wird auf die günstigen und ungünstigen Folgen eingegangen und es werden Ansätze für einen personzentrierten Umgang mit dem Thema aufgezeigt.

Schlüsselwörter: kindliche Sexualität, weiblich verkörperte Geschlechtlichkeit, sexuelles Selbstentfaltungspotential, sexuelle Selbstbestimmung, sexueller Missbrauch

Abstract: Person-centered aspects concerning the development of childhood sexuality in the relationship to the mother. The article describes the phenomenon of sexuality within a person centered framework. The focus is on the development of the childhood sexuality and its relationship to the mother. In the context of child care, this relationship's erotic and sexual meanings and their multiple forms of expression have not yet been given due attention. Starting with a short historical synopsis of the person centered approaches concerning the topic, the author offers a person centered description of the "never non-sexual" relationship between mother and child and its favorable and unfavorable consequences.

Keywords: childhood sexuality, female embodied gendered being, potential for sexual self development, sexual self-determination, sexual abuse

1. Sexualität allgemein

Historische Aspekte zur Entwicklung des Begriffs „Sexualität“

Die französische Sprache des 16. Jahrhunderts zum Beispiel kannte noch 300 Worte zur Bezeichnung des Koitus und 400 zur Benennung der Genitalien. Im 18. Jahrhundert gab es den Begriff „Sexualität“ noch nicht, sondern nur das Adjektiv „sexuell“, womit der Geschlechtsunterschied zwischen Mann und Frau angedeutet wurde. Mit „le sexe“ war das weibliche Geschlecht gemeint. Im Übrigen sprach man von „amour“, „minne“, „Venus“. Der Terminus „Sexualität“ entstand wahrscheinlich im Laufe des 19. Jahrhunderts in den Industriegesellschaften, als man die sexuellen Komponenten zahlreicher Verhaltensweisen zu einem Ganzen zusammenfasste. Gründe dafür sind Voreingenommenheit gegenüber diesen Verhaltensweisen sowie eine hypersexuelle Einstellung, die impliziert, dass der sexuelle Teilaspekt der wichtigste sei (Ussel, 1977, S. 8).

Die Voreingenommenheit gegen Onanie und die Angst, sie durch explizite Benennung in der Anti-Onanieliteratur zu fördern,

veranlasst Theologen, Mediziner und Pädagogen bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach neutralen, sexuell nicht erregenden Begriffen zu suchen. Zur gleichen Zeit wird in der Botanik die Fortpflanzung durch Bestäubung entdeckt und dafür der Begriff „Sexualität“ geprägt. Er wird als wertneutral und wissenschaftlich abgesichert begriffen und mündet letztlich in der einseitigen biologischen Konnotation von Sexualität (Kentler, 1984, S. 41).

Die Anbindung der begrifflichen Vorstellung von Sexualität an Fortpflanzung ermöglicht es, Kindern Sexualität abzusprechen und trägt zum Fortbestand einer gesellschaftlichen Wirklichkeit auf der Basis patriarchaler Herrschaftsverhältnisse bei.

Während Männern Sexualität jenseits von Fortpflanzung und gesellschaftlicher Moralvorstellungen immer schon stillschweigend zugestanden wurde, bleiben Frauen auf ihre biologische Funktion von Reproduktion und auf ihre Rolle als Mütter reduziert. Spezifische an die eigene Geschlechtlichkeit gebundene Erfahrungen und Erlebnisse werden begrifflich nicht differenziert, ihre Auslegung ist Teil des männlich dominierten Wertesystems. Sie werden nicht an- und aus-gesprochen, vielmehr ab-gesprochen, sanktioniert

und pathologisiert. In logischer Konsequenz wird ihnen daher auch keine Bedeutung in der Mutter-Kind-Beziehung zu-gesprochen.

Die Entstehungsgeschichte des Begriffs „Sexualität“ bildet repressive gesellschaftliche Strukturen und deren Konsequenzen für die Entfaltung des sexuellen Potentials von Kindern und Frauen ab. Er bündelt Komplexität und schafft dadurch Einschränkungen, Mangel und Entsexualisierung. Als Fachausdruck erleichtert er allerdings das Reden und Schreiben darüber, Sexualität wird ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend Gegenstand der Wissenschaft (Kentler, 1984, S. 10).

Kindliche Sexualität im historischen Abriss

Soziale Strukturveränderungen als Folge der immer rascher voranschreitenden Industrialisierung haben ein gesellschaftliches Klima entstehen lassen, in dem Sexualität mehr und mehr mit Liebe, Selbstverwirklichung und persönlichem Lebensglück verbunden wird. Sexualität wird psychologisiert und biografisiert. Sie wird mit Wünschen, Sehnsüchten, Leiden, Fantasien, Empfindungen ausgestattet und erhält ihren Platz in der Lebensgeschichte des bürgerlichen Individuums, wird ein Teil seiner Identität, seiner Besonderheit und seiner Individualität (Schmidt, 2004, S. 312 f).

An prominenter Stelle und mit nachhaltiger Bedeutung für das Verständnis von Sexualität steht Sigmund Freuds Werk „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ mit dem Kapitel „Die infantile Sexualität“ am Anfang des 20. Jahrhunderts. Sein Verdienst ist die Befreiung einengender Vorstellungen über die Sexualität des Kindes, schafft jedoch neue für die Frau und Mutter. Differenzierte theoretische Konzepte stillen die Sehnsucht nach eindeutigen Antworten und etablieren gleichzeitig Konstrukte, die sich an männlichen Vorstellungen und Werten orientieren. Weibliche Sexualität und damit einhergehende Bedürfnisse und Ängste werden als Ausdruck von Penisneid und hysterischen Fantasien interpretiert.

Die Frauenbewegung setzt der bis in die 1970er Jahre weit verbreiteten selbstverständlichen Vorstellung darüber, dass die sexuellen Bedürfnisse von Frauen männlicher Definitionsmacht und Bewertung unterstehen, massiven Protest entgegen. Die Frage nach dem „eigentlichen“ sexuellen Wesen der Frau durchzieht die öffentliche Diskussion.

In den 1980er Jahren kam zur Befreiung des weiblichen Begehrens auch die Befreiung vom Schweigen über die Schattenseiten sexueller Erfahrungen, die Freud zugunsten der Verführungstheorie verworfen hat. Der Selbstbestimmungsdiskurs im Zuge der Enttabuisierung sexueller Gewalt hat eine erhöhte Wachsamkeit gegenüber Verletzungen von körperlicher und seelischer Integrität geschaffen, die Frauen und Kinder aufgrund unterschiedlicher Macht im Geschlechterverhältnis wie im Eltern-Kind-Verhältnis gleichermaßen betrifft.

Allerdings hat dieses erhöhte Bewusstsein im Hinblick auf Grenzüberschreitungen sowohl im öffentlichen als auch im

fachlichen Diskurs zur Tendenz geführt, Sexualität vornehmlich in ihrer negativen Konnotation zu thematisieren. Die Angst vor Gefahr und das Recht auf Schutz kann dazu führen, dass der Zugang zu den Ressourcen für die Entfaltung positiv erlebter Sexualität zu wenig beachtet wird.

2. Sexualität im Personzentrierten Ansatz

Ähnlich wie in der modernen Sexualforschung ist auch bei C. R. Rogers und im Personzentrierten Ansatz die Kenntnis kultureller und gesellschaftlicher Zusammenhänge und Geschichtlichkeit wesentlich für die Theoriebildung. Dies mag erklären, warum die Auseinandersetzung mit Sexualität in der personzentrierten Literatur, insbesondere der kindlichen Sexualität, den sexuellen Missbrauch fokussiert.

Rogers selbst hat explizit keine Theorien zur Sexualität ausgearbeitet. Dies muss nicht als Nachteil gesehen werden, sondern schützt auch vor verzerrende Reduktion komplexer Phänomene.

Marietta Winkler (1992) fasst die Vorteile zusammen: „Rogers hat uns zu den Stichworten Frau, Sexualität, Macht, Aggression, usw. viele Fragen unbeantwortet gelassen. Dafür gebührt ihm unser Dank. Er belässt damit die Verantwortung bei den Frauen und Männern, die therapeutisch arbeiten. Wir sind angehalten, die Antworten selbst zu finden.“ (a. a. O., S. 194)

Die Bereitschaft, zwischen den Zeilen zu lesen und dort nach Antworten zu suchen, ist eine prinzipielle Voraussetzung für die Auseinandersetzung mit Rogers: allgemein gehaltene, abstrakte Aussagen sind auf ihre Gültigkeit für Teilaspekte zu untersuchen und wieder in den Gesamtkontext einzugliedern. Das gilt auch bzw. ganz besonders für sexuelle Phänomene, hier in Anlehnung an die Definition von van Ussel verstanden als „alles, was Haltungen, Verhaltensweisen und Handlungen von Menschen miteinander oder mit sich selber als Geschlechtswesen betrifft“ (Ussel, 1977, S. 10).

Zu Rogers' persönlichen Grundlagen gehören z. B. Erfahrungen mit sexuellen Problemen in seiner Ehe, die er als Proband bei G. V. Hamilton für eine Untersuchung über sexuelles Verhalten reflektiert. Die von ihm selbst als „fightening process“ bezeichnete Auseinandersetzung mit seiner Frau bildete die Grundlage für gemeinsam initiierte Workshops über Ehe und Sexualität (Groddeck 2002, S. 48–51).

Fragen zur kindlichen Sexualität sind ein wichtiger Teil von Rogers' ersten beruflichen Erfahrungen und Ausgangspunkt seiner Theoriebildung. Als Psychologe arbeitet er mit straffälligen Kindern und Jugendlichen am „Institute for Child Guidance“ in New York und an der „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ in Rochester. Beide Institutionen sind psychoanalytisch dominiert, und Rogers beschreibt seine Faszination für die Schriften des Psychiaters William Healy. Dieser ging – beeinflusst von Freud und Aichhorn – davon aus, dass vor allem sexuelle Triebhaftigkeit zu kriminellen Verhaltensweisen führen. Alles, was mit libidinöser Energie

zu tun hatte – zu viel Onanie, zu frühe Triebregungen, aber auch zu wenig triebhafte Erregung – konnte als Ursache und Erklärung herangezogen werden. Anhand „durchwegs kleiner Fälle“ (Rogers, 1969a/1973, S. 26) schildert er sein Bemühen um das theoretische Erkennen von Zusammenhängen zwischen Verhaltensauffälligkeiten und sexuellen Konflikten und dessen praktische Umsetzung mit Hilfe von Deutungen. Er beschreibt die „Momente der Desillusionierung“ angesichts der wachsenden Erfahrung, dass überdauernde Erfolge bei den so „gelösten“ Fällen ausblieben. Mit zunehmender Erfahrung erkennt er die Gefahr der Reduktion kindlicher Verhaltensauffälligkeiten auf verinnerlichte sexuelle Konflikte. Er stellt die Triebtheorie massiv in Frage und beginnt sich auf die Bedeutung kindlicher Beziehungserfahrungen zu konzentrieren. Er stellt emotionale Probleme und subjektive Erfahrungen von Kindern in den Mittelpunkt. Dabei geht er auf die Faktoren Anlage, organische Ausstattung, organismische Bedürfnisse, kulturelle und soziale Einflüsse ein.

Dieser Zugang war neu und widersprach den damaligen Auffassungen der Kinderpsychologie. Rogers' Ziel war es, die Erlebenswelt von Kindern zu erschließen und auf diese Weise Möglichkeiten für Prozesse der Veränderung aufzuzeigen. Es mag den Anschein haben, dass Rogers Sexualität dadurch ausklammert, zumal er selbst nicht nach Erklärungsmodellen für sexuelle Phänomene, sondern nach solchen für Verhaltensauffälligkeiten sucht. Dennoch kann festgestellt werden, dass er der triebtheoretischen Position eine milieutheoretische gegenüberstellt, welche das Erleben des Kindes nicht ausschließlich auf psychodynamische Konflikte reduziert. Er richtet seine Aufmerksamkeit auf den äußeren Bezugsrahmen und erweitert das Wahrnehmungsfeld, so dass Sexualität nicht nur als Ausdruck der Beziehung zu sich selbst verstehbar wird. In der Beziehung zu anderen zeigt sich die laufende Veränderung und somit Geschichtlichkeit von sexueller Entwicklung.

Dieser Zugang ist gerade in Zeiten soziokultureller Umbrüche von besonderer Bedeutung. Erwachsene und Kinder treffen auf zahlreiche Möglichkeiten zur Entfaltung ihres sexuellen Potentials und sind mitunter überfordert. Die notwendige Reduktion der äußerst komplexen Phänomene Sexualität und Umwelt braucht nicht starre Konzepte, sondern flexible Erklärungsmodelle. Dabei macht es einen Unterschied, ob „die Termini wie Atome anfänglich gesetzt oder in einem Zusammenhang reflektierend entfaltet werden“ (Sigusch, 2005, 213).

Weiterführende Theorien zum Phänomen Sexualität im Personzentrierten Ansatz und ihre Relevanz für das Verständnis von Sexualität in der Mutter-Kind-Beziehung

Die untersuchten personzentrierten Arbeiten greifen unterschiedliche Aspekte der Sexualität heraus: Sexualität als Haltung, Verhaltensweise und Handlung, Sexualität im Rahmen eines Beziehungskonzeptes, Sexualität als Teil des organismischen Erlebens bzw. als Ausdruck der Aktualisierungstendenz oder Sexualität als

Kernelement der Identität. Nicht immer werden dabei die Grenzen zwischen Sexualität und Genitalität, zwischen Lust und Erotik streng gezogen. Der Fokus dieses Beitrags liegt nicht auf der definitorischen Abgrenzung dieser Bereiche. Untersucht werden soll vielmehr – mit einem abschließenden Definitionsversuch von Sexualität – die Relevanz der jeweiligen Arbeiten für das Verständnis von Sexualität in der Mutter-Kind-Beziehung.

Marietta Winkler (1992) fokussiert auf die politische Dimension des Personzentrierten Ansatzes. Sie rückt Sexualität als gesellschaftliche Kategorie in den Mittelpunkt und stellt den neutralen Begriff „Person“ und die personzentrierten Grundhaltungen in den Kontext der Geschlechterdifferenz.

Bei ihr findet sich, wie bereits erwähnt, einerseits der Hinweis auf die Vorteile fehlender, zu Dogmatisierung verleitender Theorie. Gleichzeitig zeigt sie Gefahren am Beispiel der therapeutischen Beziehung zwischen Klientin und Therapeutin sowie an der Mutter-Kind-Beziehung auf. Ihre Aussagen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Die bestehende Unterwerfung weiblich verkörperter Geschlechtlichkeit und an sie gebundener Haltungen, Verhaltensweisen und Bedürfnisse unter das männliche Wertesystem wird nicht erkannt, weil die je spezifischen Auswirkungen der Prägung durch gesellschaftliche Normen und Rollenzwänge im Person-Begriff nicht geschlechtsspezifisch differenziert werden.

Die fehlende Geschlechterdifferenzierung im Personbegriff trägt dazu bei, die Zuschreibungen an den Begriff „Mutter“ aus den Vorstellungen des männlichen Wertesystems abzuleiten und in „alter Tradition“ jene Einschränkungen zu etablieren bzw. aufrecht zu erhalten. Daraus folgt für die Entwicklung von Kindern: Frauen/Mütter stehen vor der Entscheidung, sich in Konzepte einzufügen, welche andere für sie entwerfen. Es steht ihnen jedoch ebenso frei, sich für das Leben im Spannungsfeld jener Konflikte zu entscheiden, die sich aus der Unvereinbarkeit von Selbst- und Fremdzuschreibungen ergeben.

In beiden Fällen sind sie, wie schon im historischen Abriss thematisiert, mit Inkongruenzen konfrontiert, die sich auf die Entfaltung ihres eigenen und des sexuellen Potentials ihrer Kinder nachhaltig auswirken.

Der folgende kurze Einblick in die Arbeit mit Mutter und Tochter im Rahmen einer Erziehungsberatung soll das Gesagte praktisch veranschaulichen.

Frau W., eine sehr attraktive, eloquente Frau Mitte Dreißig war im Alter von vierzehn Jahren mit ihrer Familie von einem Dorf in Ostanatolien nach Wien übersiedelt.

Sie sucht Unterstützung bei dem aussichtslos scheinenden Bemühen, ihrer 13-jährigen Tochter E. eine gute Mutter zu sein.

E. habe mindestens drei Eigenschaften, die ihre Entwicklung zu einer glücklichen Frau erschwerten. Sie ist aus der Sicht ihrer Eltern und der Großfamilie zu dominant für ein Mädchen, zu spontan

bzw. frech, insbesondere im Kontakt mit den Burschen ihrer Klasse. Grenzen überschreite E. auch beim Essen: gewichtsmäßig zwar „noch“ im Normbereich, aber besorgniserregend vor dem Hintergrund ihrer mangelnden Bereitschaft, körperliche Mängel durch vorteilhafte Kleidung auszugleichen und ihrer Liebe fürs Kochen. Dominanz, Spontaneität, mangelndes Schönheitsbewusstsein und Lust am Essen – das wären schlechte Voraussetzungen, um „in der Liebe“ glücklich zu werden. Frau W. sah am Beginn der Beratung zwei Möglichkeiten: entweder würde E. als „alte Jungfer“ enden oder aber eine „unanständige“ Frau werden, die vielleicht Liebhaber, aber keinen Mann zum Heiraten finden könne. Bei dem Versuch, dieser Entwicklung entgegen zu wirken, stoße sie auf große Widerstände, ihre wohlmeinenden Ratschläge würden von E. als mangelndes Verständnis ausgelegt.

Aus den gemeinsamen Gesprächen entstand folgender Eindruck:

E. ist ein sehr attraktives, junges Mädchen. Sie hat große Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, man könnte sie auch für deren jüngere Schwester halten. Auch sie drückt sich sprachlich sehr gewandt und verständlich aus. Sie wirkt sehr offen, interessiert und bereit, ihre Sichtweise so klar wie möglich darzulegen.

Im Laufe der Gespräche ist es sehr gut möglich, anhand der jeweiligen Szene die „Problemstellen“ in der Mutter-Tochter-Beziehung unmittelbar zu thematisieren und sie unter neuen Gesichtspunkten zu betrachten. Lachen wird zu einer dieser Problemstellen: E. hat die Gabe, auch komplizierte Beziehungssituationen sehr pointiert und humorvoll zu beschreiben. Sie bringt uns beide oft zum Lachen. Frau W., die sich schüttelt vor Lachen und „vor lauter Lachen weint“, schämt sich anfänglich sehr für die heftigen Gefühlsausbrüche angesichts der „frechen“ Aussagen ihrer Tochter. „Frech“ bedeutet „spontan, unvermittelt, unmittelbar“. Lustvollen Emotionen freien Lauf zu lassen, das könne – so Frau W. – gefährlich werden. Als Frau riskiere sie ihren guten Ruf, als Mutter mache sie sich schuldig, weil sie ihrer Tochter genau jenes Verhalten vorlebe, das sie ihr eigentlich abgewöhnen müsse.

Im Laufe der Gespräche wird deutlich, wie sehr E. sich auf einer zunächst ihr selbst nicht bewussten und natürlich auch für ihre Mutter nicht erkennbaren Ebene darum bemüht, die Mutter bei der Entfaltung ihrer eigenen Sinnlichkeit, Lust und Lebensfreude zu unterstützen, um sich selbst die Erlaubnis dafür zu geben. Sie formuliert den Wunsch, mit der Mutter gemeinsam zu kochen und zu essen, sie beim Kleidereinkauf begleiten und beraten zu dürfen – „einfach nur so, zum Spaß“. Es geht um das Bedürfnis, in der Beziehung zur Mutter Raum zu schaffen für die Entfaltung von Sinnlichkeit und Lust, sich zu lösen von den Einschränkungen, die Frau W. sich selbst und ihrer Tochter aufgrund der Übernahme patriarchaler Rollenzuschreibungen auferlegt. Es geht um den selbst bestimmten, aus den höchst persönlichen Erfahrungen und Bedürfnissen abgeleiteten Entwurf weiblich verkörperter Geschlechtlichkeit. Lust, Sinnlichkeit und Freude am eigenen Körper gehören unbedingt dazu.

Natürlich lässt sich diese Falldarstellung auch lesen als Beispiel für pubertäre Ablösungsproblematik einschließlich Konkurrenz- und Neidproblematik zwischen Mutter und Tochter. Sie lässt sich auch anführen als Beispiel für interkulturelle Probleme mit Schwerpunkt ihrer Auswirkungen in der Pubertät. Hier soll sie jedoch als Beispiel für die Geringschätzung und Beeinträchtigung des sexuellen Potentials in der Mutter-Kind-Beziehung dienen. Zwei Frauen bewegen sich in einem Beziehungsraum, der ausgefüllt ist mit Rollenzuschreibungen an weiblich verkörperte Geschlechtlichkeit, die ihre eigenen organismischen Bedürfnisse ignorieren und pathologisieren. Dabei boten Szenen wie „inadäquates Lachen“ Anknüpfungspunkte für die Entwicklung neuer Theorien zu Frau W.'s ursprünglich formuliertem Anliegen, aus ihrer Tochter eine glückliche Frau zu machen.

Beatrix Teichmann-Wirth (1992) vermisst bei Rogers Differenzierungen zum Phänomen Sexualität und unterstellt so eine implizite Wertung durch Vernachlässigung. Sie betont die fehlende Möglichkeit, Sexualität personzentriert zur Sprache zu bringen.

Vor dem Hintergrund anderer Theorien, insbesondere jener von Wilhelm Reich, formuliert sie ein personzentriertes Verständnis von Sexualität, das auch Sexualunterdrückung und ihre Folgen problematisiert. Einen wesentlichen Beitrag zu konstruktiver Entwicklung von Sexualität leistet der Personzentrierte Ansatz in dem Verzicht auf starre Konzepte oder festgefügte moralische Anschauungen zur Erklärung von Sexualstörungen.

Teichmann-Wirth fokussiert Sexualität als Beziehungsgeschehen, als Ausdruck der Beziehung des Menschen zu sich selbst und zu anderen. Kongruente Sexualität impliziert Freiheit, Erfahrungsoffenheit und Hingabe (Teichmann-Wirth, 1992). Wenngleich die Begriffe „Freiheit“ und „Erfahrungsoffenheit“ hier allgemein und nicht explizit für die Sexualität zwischen Erwachsenen bzw. Müttern und Kindern gemeint sind, verdienen sie gerade in diesem Kontext besondere Beachtung. Der Frau/Mutter wird üblicherweise mehr Freiheit in Form von intensivem Körperkontakt mit dem Kind zugestanden, weil sie traditionell mehr mit Kinderpflege und Versorgung befasst ist. Körperliche Intimität wird eher mit dem Attribut „natürlich“ versehen als beim Mann/Vater. Selbst massive Grenzüberschreitungen werden mitunter als Überfürsorglichkeit, mütterliche Strenge oder offenherzige Sexuaufklärung interpretiert. Ähnlich wie beim Begriff „Person“ kann die Bezeichnung „Kind“ gerade auch von Müttern geschlechtsneutral missverstanden und die Gegengeschlechtlichkeit in der Beziehung zu Söhnen ignoriert werden.

Dazu ein Beispiel aus einer Elterngruppe:

Zwischen Frau A. und ihrem nunmehr neunjährigen Sohn G. sind gemeinsame und gegenseitige Körperpflege „immer schon“ Teil des täglichen Abendrituals, Nacktheit gehört selbstverständlich dazu. Es befremdet Frau A., dass G. das gemeinsame Bad neuerdings mit der Begründung ablehnt, dass ihm vor dem Schamhaar der Mutter ekele.

Während Frau A. zunächst im „Außen“ (Medien, schlechter Einfluss älterer Spielkameraden, ...) nach Ursachen für G.'s Verhalten

sucht, verlagert sich der Fokus in der Gruppendiskussion auf sexuelle Aspekte in der unmittelbaren Beziehung zwischen ihr und G. Ausgelöst durch die Frage einer Teilnehmerin, wie Frau G. wohl reagieren würde, wenn ein erwachsener Mann sie in dieser Art kränken würde, wurden viele Aspekte deutlich, die gerade in Mutter-Sohn-Beziehungen häufig anzutreffen sind. Frau A. interpretiert die Badeszene nicht als potentiell sexuelle Situation, weil sie – wie so viele Mütter – von einem geschlechtsneutralen Kindbegriff ausgeht, der impliziert, dass G. in der Beziehung zu ihr für Erfahrungen seiner männlichen Geschlechtlichkeit nicht offen ist. In ihren Annahmen bestärkt fühlen sich Mütter häufig durch das Fehlen körperlicher Veränderungen als Hinweis auf pubertäre Entwicklung. Der Aspekt „realer Männlichkeit“ an einem neunjährigen Knaben lässt sich um so leichter ausblenden, als Frau A. – auch hier beispielhaft für viele Frauen – ihre eigene Geschlechtlichkeit in der Beziehung zum Sohn ignoriert. So kommt es ihr gar nicht in den Sinn, dass G. tatsächlich sie und ihr Schamhaar meinen könnte. Die asexuelle Perspektive lässt auch Schamgefühle bei der Mutter als Möglichkeit zur Beachtung der kindlichen Grenzen gar nicht erst aufkommen.

In der Gruppe entstand nach etlichen Deutungsversuchen zur Abwehr sexueller Komponenten – z. B.: „er ist noch ein Kind und meint es nicht so“ – Konsens darüber, dass G.'s Ekel vor dem Schamhaar der Mutter ernst zu nehmen sei. Von dieser Position aus war es möglich, die Überlegungen zur Bedeutung – im Sinne von: „Was will er der Mutter damit sagen?“ – anzustellen.

In weiterer Folge erhärtete sich die in der Gruppe entwickelte Theorie, dass G. der Mutter ein Zeichen setzen wollte, die Grenzen seiner Intimsphäre zu respektieren.

Das Beispiel zeigt auf, dass die fehlende Geschlechterdifferenzierung in den Begriffen „Mutter“ und „Kind“ ähnlich wie im Begriff „Person“ zur Vernachlässigung sexueller Dimensionen in der Mutter-Kind-Beziehung verleiten kann. Eine „Mutter-Kind-Beziehung“ ist immer auch eine „Frau-Mann-Beziehung“ oder eine „Frau-Frau-Beziehung“. „Mutter“ hat kein Geschlecht – mitunter auch dann nicht, wenn ihr Sohn sie direkt auf ihr Schamhaar anspricht. „Kind“ – hier das männliche – kann nicht die Frau meinen, weil es zu jung „dafür“ ist und weil sie ja „Mutter“ ist. Mit dem auf die Mutterfunktion reduzierten Selbstkonzept erlebt sie die Zurückweisung auch nicht als Kränkung, die Gründe für G.'s Verhalten werden anderswo gesucht. Gerade das „Nicht spüren dürfen“ der an ihre Geschlechtlichkeit gebundenen Gefühle in der Beziehung zu A. machte es schwieriger, grenzüberschreitendes Verhalten zu erkennen.

An die „Allgemeinheit und Uniformität“ (Howe, 1989, zitiert nach Spielhofer, 1996, S. 3) des Personenzentrierten Ansatzes knüpft auch Hermann Spielhofer (1996) an, der Sexualität als Beispiel heranzieht, um die Verschränkung von menschlicher Natur und sozialen Einflüssen aufzuzeigen.

Er umschreibt Sexualität als „vitales Bedürfnis des Menschen, das primär auf genitale Lust und Entspannung (Orgasmus)

ausgerichtet ist, aber auch in Phantasien und Verhaltensweisen im Vorfeld der genitalen Befriedigung, wie Zärtlichkeiten, Berührungen und Betrachtungen Erfüllung findet. Sie beeinflusst insgesamt das Verhalten und die Einstellung zu anderen Personen sowie zum eigenen Körper und ist Ergebnis der Vermittlung von biologischen Anlagen und sozialen Einflüssen, insbesondere der Interaktionen mit den primären Bezugspersonen von Geburt an“ (Spielhofer 1996, S. 49).

Unter Bezugnahme auf A. Lorenzer (1972) verweist Spielhofer auf die Übertragung von Phantasien und Wünschen primärer Bezugspersonen auf das Kind, die immer auch Abbild der Einstellung zu ihrer eigenen Geschlechtlichkeit sind. D. h. positives und negatives an die eigene Geschlechtlichkeit gebundenes Empfinden der Mutter wird durch ihre unbewussten, affektgesteuerten körperlichen Reaktionen direkt auf das Kind übertragen und über die sensorischen Austauschprozesse Teil seines eigenen organismischen Erlebens. Sie bestimmen seine Einstellungen zu seinem Körper und in der Folge die weitere Entwicklung seiner Sexualität lange vor jeder Bewusstseinsfähigkeit.

Spielhofer befürwortet die personenzentrierte Sicht von Subjektivität und der Natur des Menschen, um Tendenzen einer unreflektierten Anpassung des Individuums an gesellschaftliche Normen oder an ideologische Konzepte von „wahrer Persönlichkeit“ entgegenzuwirken. Gleichzeitig betont er die Notwendigkeit der Öffnung der theoretischen Konzepte für einen dialektischen Entwicklungsbegriff, der es u. a. ermöglichen soll, persönliche Erfahrungen zur Sexualität einzuordnen und theoretisch aufeinander zu beziehen.

Peter F. Schmid stellt in dem Versuch, Sexualität und ihren verschiedenen Erscheinungsformen genuin personenzentriert zu verstehen, 36 Thesen auf (Schmid, 1996).

Er zeigt ihre besondere Bedeutung im Rahmen der Aktualisierungstendenz und in der Beziehungsangewiesenheit des Menschen auf und verweist auf die sexuellen Dimensionen der Grundhaltungen von Carl Rogers.

Schmid distanziert sich von einer „nahezu grenzenlosen Erweiterung auf jedwedes Lustvolle und Begehrte“ ebenso wie von der „Fixierung auf aktuierte Genitalität“ (Schmid, 1996, S. 488). Ich möchte auch hier einige Aussagen herausgreifen, die für das Verständnis von Sexualität in der Mutter-Kind-Beziehung relevant sind.

1. Sexualität als Ausdruck der Aktualisierungstendenz ist primär als potentiell konstruktiv und vertrauenswürdig, nicht als bedrohlich oder gar destruktiv und daher mit Reserviertheit und Tabus zu betrachten bzw. (moralischen) Reglementierungen zu unterwerfen. Die Erscheinungsformen und Ausdrucksformen der Sexualität sind vielfältig. Es gibt keine „richtige“ Sexualität. Die Erscheinungsformen sind primär als Spielarten der Aktualisierung, nicht als Ausdrucksformen von Inkongruenz zu verstehen. Gerade Kinder verfügen grundsätzlich über ein breites Spektrum an „Spielarten“ zur Aktualisierung ihres sexuellen Potentials, die von Erwachsenen

häufig als solche nicht erkannt oder missverstanden werden. An der Schnittstelle zwischen sexuellem Verhalten, das sich aus dem Wesen des jeweiligen Kindes entfaltet und sexualisiertem Verhalten – also jenem Verhalten, das dem Kind nicht ursprünglich gemäß, sondern von außen oktroyiert ist – gibt es eine Bandbreite von Ausdrucksformen, die zunächst oft nicht eindeutig zugeordnet werden können.¹ Das Verhalten von Müttern kann von Gewähren lassen/ allenfalls Regulieren über Fördern/Behindern bis zum Überschreiten von Grenzen im sexuellen Missbrauch reichen. Die Verhaltensweisen implizieren Erfahrungen aus der eigenen sexuellen Biografie ebenso wie soziokulturelle Aspekte ihrer Gesellschaft. Durch die in Wechselwirkung zueinander stehenden Ebenen potenziert sich die Vielfalt ihrer Reaktionsmöglichkeiten. Das kann verunsichern und den Blick für die sexuellen Spielarten des Kindes als Ausdruck seines unverwechselbaren Wesens, als Ausdruck seiner Identität verzerren oder einengen.

2. „Die Sexualität des Menschen hat immer mit dem Kern der Person zu tun: Sie ist daher entscheidend für Identität und Entfremdung.“ Entsprechend empfindet man sexuelle Zurückweisung immer als Zurückweisung der ganzen Person (Schmid, 1996, 492). „Sexuelle Zurückweisung“ durch die Mutter passiert dort, wo sie die an die je spezifisch verkörperte Geschlechtlichkeit des Kindes gebundenen Empfindungen und Bedürfnisse nicht als solche wahrnimmt, abwertet oder ignoriert. Ignoranz sexueller Aspekte kann den Weg bereiten für sexuelle Übergriffe (z. B. im Zuge der Körperpflege, durch Verletzung der Intimsphäre, Ignorieren bzw. Verspotten von Schamsignalen).

3. Die personenzentrierten Grundhaltungen sind für eine konstruktive Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität unabdingbar (Schmid, 1996, 499). Wichtige Bezugspersonen – so *Peter F. Schmid* – sind Facilitators dieser Einstellungen für den Bereich des Geschlechtlichen. So haben seine zusammenfassenden Aussagen

1 Ina Maria Philipps verweist in ihrem Vortrag mit dem Titel: „Sexualisiertes Verhalten – brauchen wir neue Bewertungen?“ auf die Bedeutung des transgenerationalen Aspekts bei der Beurteilung sexualisierten Verhaltens. Veränderungen im Sexualverhalten der nachwachsenden Generation werden auf der Folie eigener Selbstverständlichkeiten, Umgangsformen, Beziehungsgestaltung oder Einstellungen wahrgenommen und als gefährlich oder gesund, bedenklich oder erfreulich, erleichternd oder erschwerend für die psychosexuelle Entwicklung eingestuft. Demnach fällt schon auf, was anders ist. „Auffällig“ muss nicht zwangsläufig eine pathologische Dimension haben. Philipps hebt 3 Aspekte hervor: 1. Kinder drücken ihre Freude an körperlichen Berührungen, ihre sinnliche und sexuelle Lust deutlicher aus als es erwachsene Bezugspersonen aus der eigenen Kindheit gewohnt sind. 2. Kinder drücken über Kleidung und Verhalten ihre Weiblichkeit bzw. Männlichkeit anders und in den Augen der Erwachsenen womöglich demonstrativer aus, der Körperkult hat sich in die Kindheit vorverlagert. 3. Kinder benutzen verstärkt und anscheinend ungehemmt sexuelle Begriffe und Gesten sowohl untereinander als auch gegenüber Erwachsenen. Verbote von so genannten „schmutzigen Wörtern“ werden nicht beachtet. Erwachsene erleben sich diesem Umgangston wider Willen ausgesetzt und seltsam machtlos.

über die therapeutische Beziehung (Schmid, 1994, 500) in abgewandelter Form auch für die Mutter-Kind-Beziehung Gültigkeit: Eine echte, nicht-sexualisierte, liebevolle Zuwendung der Mutter zum Kind, die es auch in seinen an die je individuell verkörperte Geschlechtlichkeit gebundenen Ausdrucksweisen schätzt und sich in diese einzufühlen bemüht ist, fördert bei diesem ein Selbstkonzept, das realistischer, dem organismischen Erleben gegenüber offener und damit insgesamt konstruktiver ist.

Da Sexualität vom Körper ausgeht und personenzentriert ausgelegt werden soll, liegt es nahe, auch die körperbezogene Philosophie von Eugene T. Gendlin (z. B. 2007) in eine Definition mit einzu beziehen. Er hat mit seinem Konzept des „Experiencing“, des „unmittelbar gegenwärtigen Erlebens“, auf welches sich Rogers besonders im Zusammenhang mit der Empathie bezieht, den Körper zum Thema im Personenzentrierten Ansatz gemacht.

Mit „Körper“ meint Gendlin nicht den Körper als mathematische Einheit, den *von außen* betrachteten Körper, der Raum und Zeit ausfüllt, sondern den *von innen gefühlten* Körper. Er ist die Ausdrucksfläche, der Ort des vorbegrifflichen, verborgenen Wissens, das durch Fokussierung auf das innere Erleben erspürt, in seiner Bedeutung erkannt und benannt werden kann. Dieser Körper ist immer und von allem Anfang an in Wechselwirkung, in Interaktion mit seiner Umwelt, mit der Situation. Die jeweils konkrete Situation wird also nicht nur von außen betrachtet, sondern im Körper gespürt und der Körper verändert die Situation, er „macht“ sie. Dieser von innen gespürte Körper weiß eine ganze Menge über die Umwelt, das körperlich gespürte Wissen enthält implizite Informationen der Umwelt (vgl. *Wiltshcko, 2008*).

Gendlins körperbezogene Philosophie ist für das hier behandelte Thema bedeutungsvoll, weil sie

1. jene Komponente von Sexualität erfasst, die über die Sprache hinausführt,
2. die situationalen Aspekte sexuellen Verhaltens und Handelns verdeutlicht und somit die Wechselwirkung von sozialen und individuellen Komponenten hervorhebt. Der von innen gefühlte Körper spricht nicht über seine Sexualität, sondern *von* ihr aus, vom Ort ihres Erlebens.
3. Sie veranschaulicht, dass das Kind von Anfang an die Situation seiner Mutter, ihre emotionale Befindlichkeit „spürend weiß“ und umgekehrt.

Aus diesem Verständnis fließen in die Definition von Sexualität jene für das personenzentrierte Menschenbild typischen Merkmale ein, wie sie von *Peter Schmid* und *Marietta Winkler* hervorgehoben und von der modernen Sexualforschung (vgl. *Sigusch, 2005*) bestätigt werden:

Es gibt nicht eine „richtige“ Sexualität, ihre vielfältigen Ausdrucksformen sind primär nicht als Ausdruck von Inkongruenz zu

verstehen. Die Antworten auf Fragen zur Sexualität sind im Individuum selbst zu suchen, Termini können nicht wie Atome anfänglich gesetzt, sondern müssen in einem Zusammenhang reflektierend entfaltet werden.

Zusammenfassende Definition

Sexualität ist ein Potential, das an die je spezifisch verkörperte Geschlechtlichkeit gebunden und grundsätzlich auf deren Entfaltung, Wachstum und Erweiterung ausgerichtet ist.

„Spezifisch verkörperte Geschlechtlichkeit“ reduziert das mit dem Begriff „Sexualität“ beschriebene Phänomen nicht auf die von außen sichtbare Geschlechtlichkeit, sondern meint – in Anlehnung an das Verständnis von Gendlin – die aus dem Inneren des Körpers gefühlte Geschlechtlichkeit. Sie ist der Ort, der Raum, von dem aus Emotionen und Affekte erforscht, individuell als geschlechtsgebunden interpretiert und über die Körperfunktionen als Bedürfnisse und Wünsche in Handlungen und Verhalten transformiert werden.

Sexualität ist – wie der Körper selbst – in Wechselwirkung und Interaktion mit der Umwelt, mit der Situation. Dadurch potenziert sich die Vielfalt der Erlebens- und Ausdrucksformen. Sie entfaltet sich immer in Beziehungen – zu sich selbst und/oder zu anderen Menschen in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten mit ihren politischen, kulturellen, religiösen Ausrichtungen und Prägungen. Diese in Wechselwirkung stehenden Beziehungsformen bieten – kontextabhängig – Raum zur Entfaltung und zur Begrenzung des sexuellen Potentials.

Zusammenfassend beinhaltet meine Definition von Sexualität drei Bereiche:

- Ausgangspunkt ist ein allgemeines Verständnis von Sexualität als Potential des Organismus, das entfaltet werden kann.
- Ein weiterer Bereich erfasst die Transformation inneren Erlebens auf der körperlichen Ebene und die Möglichkeiten, geschlechtsgebundenes Erleben differenziert wahrzunehmen und individuell zu interpretieren
- Drittens wird auf die Erlebensformen und ihre Ausdrucksmöglichkeiten, deren kontextabhängige Begrenzung und daraus resultierende Verhaltensweisen und Haltungen fokussiert.

In der praktischen Arbeit mit Klientinnen und Klienten ist es notwendig, diese Teilaspekte von Sexualität – Umgang mit dem grundsätzlichen Potential, Erleben und Bedeutungszuschreibung, Transformation in Handeln und Begrenzung des Handlungsspielraums – sowohl getrennt als auch in ihrer Wechselwirkung zu erkennen, um ihre Integration in das Selbstkonzept zu ermöglichen.

3. Die Beziehung zur Mutter als Raum für die Entfaltung sexuellen Potentials

Möglichkeiten und Grenzen auf der Basis personzentrierter Entwicklungslehre

Die Sexualität des Kindes lässt sich – so wurde im historischen Abriss aufgezeigt – nicht losgelöst von der Sexualität der Frau betrachten und umgekehrt. Ebenso weisen Einschränkungen zur Entfaltung des je eigenen sexuellen Potentials Parallelen zwischen den beiden Gruppen auf.

Welche Möglichkeiten und Grenzen für die Entfaltung sexuellen Potentials des Kindes bietet nun der Raum in der unmittelbaren Beziehung zwischen Mutter und Kind? Im personzentrierten Verständnis ist das Kind eine „unverwechselbare, achtenswerte“ Person, die das Recht hat, ihr Erleben auf ihre persönliche Weise zu bewerten und der umfassende, autonome Entscheidungsbefugnisse eingeräumt werden.

In den Postulaten über das Wesen des Kindes betont Rogers, dass die Wahrnehmung der Umgebung durch das Kind diese selbst konstituiert. Es lebt in einer Umgebung, die theoretisch betrachtet, nur in ihm selbst existiert. Da seine Erfahrung seine Realität ist, besitzt es somit ein potentiell größeres Gewährsein über seine eigene Realität als irgend jemand sonst, weil niemand völlig seinen inneren Bezugsrahmen einnehmen kann. Sein Verhalten ist der zielgerichtete Versuch des Organismus, seine erlebten Bedürfnisse nach Aktualisierung in der so wahrgenommenen Realität zu befriedigen (Rogers, 1959a/1987, 48).

Von der Mutter wird erwartet, dass sie ihrem Kind Empathie auf der Basis unbedingter Annahme seines Erlebens entgegenbringt. Dasselbe gilt für ihr eigenes Erleben: im personzentrierten Entwicklungskonzept wird davon ausgegangen, dass es die inkongruente, nicht-empathische Mutter ist, die das kindliche Bedürfnis nach Anerkennung nicht befriedigen kann (Biermann-Ratjen, 1997, 85). Das Kind braucht also eine Mutter, die sich im Kontakt mit dem Kind selbst versteht und mit ihrem eigenen Selbstverständnis nicht in der Weise beschäftigt ist, dass sie sich nur eines Teils ihrer Erfahrung bewusst werden kann. Während im psychischen Sinn Realität grundsätzlich die Welt der individuellen Wahrnehmungen ist, besteht die Realität für soziale Absichten dagegen aus den Wahrnehmungen, die unter mehreren Individuen einen hohen Grad an Allgemeinheit haben (Rogers, 1951a/1973, 420).

Das Bedürfnis nach Anerkennung des je eigenen geschlechtsgebundenen Erlebens verbindet Mutter und Kind. Es schafft ein gemeinsames sexuelles Potential als Basis für jenen Freiraum, den das Kind für die Entfaltung seiner individuellen, alters- und erfahrungsabhängigen sexuellen Ausdrucksmöglichkeiten benötigt.

Die Beziehung zwischen Mutter und Kind ist nie als nicht-sexuell zu verstehen. Sexualität entfaltet sich in einer angstfreien Atmosphäre, wo die mit körperlicher Nähe und Berührung einhergehenden erregenden Sinnesempfindungen, Wärme, Liebesgefühle

und Fantasien als solche empathisch als Lustgefühle verstanden und akzeptiert werden dürfen. Sie müssen nicht abgewehrt werden, weil sie auch erotischen Charakter haben. Dazu braucht die Mutter die innere Sicherheit, dass sie kognitiv zwischen erotischen Gefühlen dem Kind gegenüber und ihrer erwachsenen genitalen Sexualität unterscheiden und ihre sexuellen Bedürfnisse steuern kann.

Ähnlich wie im Begriff „Sexualität“ können sich auch im Begriff „Mutterliebe“ Vorstellungen, die dort nicht hingehören, verstecken. Die hinreichenden Bedingungen für die Entwicklung und Entfaltung des sexuellen Potentials und der geschlechtsdifferenzierten sexuellen Sicherheit ist dann gewährleistet, wenn die Mutter ihre eigenen sexuellen Bedürfnisse als solche erkennt. Sie kann die vom Kind aufgezeigten Grenzen dann erkennen, benennen und respektieren, wenn sie ihre eigene sexuelle Identität in einem möglichst von Inkongruenzen freien Selbstkonzept versteht, annimmt und bestätigt und einen kongruenten Zugang zu ihren sexuellen Bedürfnissen hat.

Stillen als Beispiel für die Entfaltung sexuellen Potentials

Stillen als Beispiel für sexuelles Erleben zwischen der Mutter und ihrem gleich- oder gegengeschlechtlichen Kind heranzuziehen, mag zunächst befremden. Es veranschaulicht jedoch, dass Sexualität von Geburt an als Potential des Organismus zur Verfügung steht. Das existentielle Verlangen nach Nahrung und Stillen des Hungers ist eng mit der Geschlechtlichkeit der Mutter verknüpft.

Gemeinhin ist beim Stillen die Brust ausschließlich als **Nahrungsquelle** und nicht als erogene Zone gemeint. Die prinzipielle Fähigkeit zur Erregung ist jedoch auch für den Stillvorgang notwendig. Sie wird vom Kind gespürt und mit erlebt.

Beim Stillen ist das Wechselspiel von Spannung und dem Streben nach Entspannung – durch die Entleerung der Brust bei der Mutter, durch das Stillen des Hungers beim Kind, – Quelle für gemeinsam erlebte lustvolle Sinnlichkeit.

Darüber hinaus kann Stillen von Frauen auch als sexuelle Erregung empfunden werden. Die physiologischen Reize durch die Erregung der Brustwarze sind als neurohormoneller Prozess biologisch festgelegt. Beim Stillen kommt es, wie beim Orgasmus der Frau, zu einer Ausschüttung des Hormons Oxytocin aus der Hypophyse. Es wirkt beruhigend und euphorisierend. Durch die Stimulierung der Brustwarzen erhöht sich auch der Prolaktinausstoß der Hypophyse. Dieses Hormon beeinflusst die Gebärmutter und kann Kontraktionen auslösen, die als genitale Erregung empfunden werden können. Prinzipiell muss davon ausgegangen werden, dass alles, was die Brust dazu befähigt, ein Kind zu nähren, gleichermaßen auch dazu dient, sexuelle Freuden zu bereiten. Diese Fähigkeit wird von Frauen und Müttern – so meine Erfahrung aus der Beratung und Psychotherapie – wegen der Angst vor der Nähe zu sexuellem Missbrauch häufig hoch ambivalent wahrgenommen und ist oft mit Scham- und Schuldgefühlen

behaftet.² Diese Sorge ist nachvollziehbar und dann berechtigt, wenn die Mutter ihre beim Stillen erlebte Lust durch sinnliche Erregung kognitiv nicht als adäquaten Ausdruck ihres eigenen körperlichen Geschehens begreift und versucht, dieses durch eine strikte Trennung der weiblichen Brust in eine sexuelle und eine nährenden Funktion abzuwehren. Dadurch gehen ihr und dem Kind wertvolle Erlebensqualitäten und Empfindungen verloren, die speziell an weiblich verkörperte Geschlechtlichkeit gebunden sind.

Lust ist Ausdruck von Authentizität und Freiheit. Im Stillen kann das Kind die Erfahrung machen, dass Lust ein innerer Vorgang ist, den man mit einem anderen teilen kann. Wenn sich die Mutter die an ihre Geschlechtlichkeit gebundenen Lustgefühle in der Beziehung mit dem Kinde erlaubt, können sie vom Kind antizipiert und in sein Selbstkonzept integriert werden. Am Stillen wird die enge Verflechtung fürsorglicher und sexueller Dimensionen ebenso deutlich wie die Transformation intrapersonalen, geschlechtlich gebundenen Erlebens zu Sexualität als Beziehungskategorie. Zwischen Mutter und Kind entwickelt sich ein Raum, in dem die kongruente Mutter ihr sinnlich und emotional liebevoll getöntes Erleben als solches wahrnehmen, empathisch verstehen und bestätigen kann. Weder sie selbst noch das Kind müssen dann dieses Erleben abwehren. Beim Kind wird durch die bedingungslose Wahrnehmung seines organismischen Erlebens Raum für die konstruktive Entwicklung und Entfaltung seines sexuellen Potentials bereit gestellt.

4. Die Beziehung zur Mutter als Raum für die Gefährdung sexuellen Potentials

Der Missbrauchsdiskurs hat einen machtvollen Einfluss auf die gesellschaftliche Realität. Beim Blick auf die kindliche Sexualität dominieren dieser Aspekt der Gefahr und die Suche nach Schutz.

Auch in der personenzentrierten Literatur wird kindliche Sexualität vorwiegend im Zusammenhang mit sexueller Gewalt und sexuellem Missbrauch thematisiert (Heintz, 1991; Graf & Körner, 1997; Riedel, 1997; Hüsson, 2009).

Ähnlich wie beim Begriff „Sexualität“ lässt sich die Bandbreite von sexuellem Missbrauch nur schwer erfassen. Das gilt ganz besonders für Grenzüberschreitungen im Beziehungsraum zwischen Mutter und Kind, wo inadäquate Bemutterung, emotionale Ausbeutung und sexueller Missbrauch mitunter sehr schwer auseinander zu halten sind.

Gerade im Bereich der Körperpflege wird das Selbstbestimmungsrecht von Kindern durch mütterliche Definitionsmacht nicht

² Dazu Bettina Schuhrke: Eltern haben nur einen einzigen Körper, um mehrere kindliche Bedürfnisse zu befriedigen. So fühlen sich beispielsweise Mütter beim Stillen erregt. Trotzdem haben sie ihr Kind vermutlich nie mit ihrem Partner verwechselt. Denn ihre Sexualität ist vom Gehirn gesteuert. Dort sind die sexuellen scripts gespeichert, die interpretieren, was potentiell als sexuelle Situation mit entsprechendem Verhalten gilt (Schuhrke, 1998).

selten eingeschränkt. Frauen und Müttern wird mehr und intensiverer Körperkontakt mit Kindern zugestanden als Männern. Dieser scheint so „natürlich“, dass auch intime Verrichtungen am Körper des Kindes als unverdächtig gelten. Die Möglichkeiten sexueller Gewalt durch eine Frau, besonders der Mutter, werden häufig gänzlich ausgeblendet und es werden sogar offensichtliche, massive Grenzüberschreitungen wahlweise als Überfürsorglichkeit, mütterliche Strenge oder offenherzige Sexualaufklärung interpretiert (Kavemann, 2002, 123). Eingeschränkte sexuelle Selbstbestimmung und fehlender sexueller Selbstentwurf der Frauen lässt sie ihre Kinder häufig so formen, dass sie den eigenen Bedürfnissen entsprechen. Kinder werden zu Bündnispartnerinnen oder Ersatzobjekten.

Dazu ein Beispiel aus der Praxis:

Frau D. ist allein erziehende Mutter eines 13-jährigen Knaben. Sie beklagt sich über das Verhalten von B., der ihre Zärtlichkeiten zurückweist und seine Zimmertür versperrt. Sie vermisst die gemeinsamen Kuschelabende vor dem Fernseher, welche beide immer sehr genossen hätten. B. sei schlampig und wasche sich nicht gründlich genug. Deshalb führe Frau D. „Zwangsduschen“ durch, denen B. durch Versperren der Badezimmertür zu entkommen versuche. Er begründe, so die Mutter, sein Verhalten damit, dass er in der Pubertät sei.

Frau D. könne das nicht ernst nehmen, müsse darüber lachen. Auch sein Schwärmen für eine Klassenkollegin belustige sie. Gleichzeitig sei sie darüber beunruhigt und könne es nicht ertragen, dass B. „irgend etwas mit Sexualität“ beschäftige. Noch viel weniger sei es vorstellbar, darüber mit ihm ins Gespräch zu kommen. Sie sei einfach „noch nicht so weit“, sich als Mutter eines pubertierenden Sohnes zu sehen und wolle „ihn noch genießen“.

Frau D. sieht sich außerstande, ihren Sohn in seiner Geschlechtlichkeit wahrzunehmen. Die „Zwangsduschen“ erlebt sie nicht als Eingriff in seine Intimsphäre, weil er „ihr Kind“ und somit geschlechtslos ist. Sie berührt B. nicht in der Absicht, ihn sexuell zu stimulieren. So ist ihr in der Beratung geäußertes Befremden über die Vorstellung, dass ihre Berührungen bei ihm sexuelle Fantasien und/oder körperliche Erregung bzw. Angst davor auslösen könnten, nachvollziehbar.

Frau D. steht beispielhaft dafür, dass mehr oder weniger sexuelle Grenzverletzungen durch Frauen „softer“ beurteilt werden als jene durch Männer. Duschszenen wie die zwischen Frau D. und B. sind im Mutter-Kind-Alltag sehr häufig anzutreffen und rufen mit Sicherheit weniger Bestürzung hervor als dies der Fall wäre, wenn es sich um einen Vater und seine 13-jährige Tochter handelte.

Eine weitere Form von Grenzverletzungen durch Mütter ist häufig auch die Angst von Müttern vor dem Missbrauch des Kindes. Diese Angst legitimiert strenge Kontrollen durch genaue Befragungen und selbst Untersuchung der Genitalien, um Spuren eines vermuteten Übergriffs festzustellen. Besonders schwer scheint es Müttern zu fallen, der Tochter einen eigenen Raum für sexuelle Erfahrungen zuzugestehen. Eigene Ängste vor Sexualität mischen sich oft mit realen Gefährdungen der Tochter. Die Spielräume für

die Entwicklung der Tochter sind dabei in starkem Maße davon abhängig, wie Mütter ihre eigenen, neuen Möglichkeiten einschätzen, die sich durch die Entwicklung der Tochter ergeben.

Susanne Birke charakterisiert „Müttertäterinnen“ folgendermaßen: sie erheben explizite und implizite Besitzansprüche auf „ihr Fleisch und Blut“. Die Erfahrung der Unterschiedenheit des eigenen Körpers vom Körper der Mutter ist Teil des kindlichen Entwicklungsprozesses und Grundlage des Aufbaus von personalen und psychischen Grenzen. Er wird durch Übergriffe untergraben. Von der Täterin wird dem Opfer verbal oder nonverbal die Botschaft übermittelt „dein Körper ist mein Körper“ (Birke, 2004, 12).

Die grenzüberschreitenden Dimensionen mütterlicher Fürsorge sind gerade in der gleichgeschlechtlichen Beziehung nicht leicht als solche zu erkennen und zu benennen. Je geringer der Spielraum der Mutter für Veränderungen ihrer eigenen sexuellen Identität ist, desto mehr wird sie dazu neigen, das sexuelle Entfaltungspotential der Tochter einzuengen und zu gefährden. Neben biografischen Ursachen spielen kulturelle und religiöse Zwänge häufig eine wesentliche Rolle. Normative Zuschreibungen reduzieren die Bereitschaft für Veränderung und die Chancen auf progressive Entfaltung des je eignen und gemeinsamen an die weiblich verkörperte Geschlechtlichkeit gebundenen Potentials.

5. Fazit

Die Entwicklung des sexuellen Potentials von Kindern in der Beziehung zur Mutter hängt weitgehend davon ab, wie weit die Mutter bereit und fähig ist, den an ihre weiblich verkörperte Geschlechtlichkeit gebundenen Bedürfnissen, Erfahrungen und Empfindungen zu vertrauen und sie mit dem Kind in adäquater Form zu teilen.

Die prägende seelische und soziale Umwelt von Mutter und Kind ist voll von Bedeutungszuschreibungen und Erwartungen, die kreative Entwürfe angstfreier, lustvoll erlebter und gelebter Geschlechtlichkeit erschweren und den Blick auf förderliche Bedingungen und Wahlfreiheit trüben können.

Sexualität in einem personenzentrierten Rahmen zu definieren, kann allerdings Raum zur Überwindung dieser Einschränkungen schaffen. Die Stärke des Personenzentrierten Ansatzes liegt darin, dass Überlegungen und Erklärungsansätze nur vorläufige Entwürfe, Modelle sein können, deren gemeinsamer Bezugspunkt aber das prinzipielle Vertrauen in die Natur des Menschen und in die Kompetenz des Individuums ist. Die Vielfalt sexueller Erscheinungsformen und Ausdrucksmöglichkeiten ist Ausdruck von Aktualisierung und nicht von Inkongruenz. In der Beziehung zur kongruenten Mutter erlebt und erfährt das männliche/weibliche Kind die Vielfalt weiblich verkörperter Geschlechtlichkeit, die – losgelöst aus dem Kontext von einengender „Sorge“ – wesentlich zur Schaffung eines adäquaten erogenen Milieus beiträgt, welches zur Entfaltung seines primär konstruktiven sexuellen Potentials notwendig ist.

Literatur

- Bierman-Ratjen, E.-M., Eckert, J. & Schwartz, H.-J. (1997). *Gesprächspsychotherapie: Verändern durch Verstehen* (8. Auflage). Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer.
- Birke, S. (2004). Alles halb so wild? Folgen sexueller Ausbeutung durch Frauen, insbesondere durch Mütter. *prävention* 2, 9–12.
- Gendlin, E. T. (2007). *Focusing*. New York: Bantam Books.
- Groddeck, N. (2002). *Carl Rogers Wegbereiter der modernen Psychotherapie*. Darmstadt: Primus Verlag.
- Kavemann, B. & Braun, G. (2002). Frauen als Täterinnen. In D. Bange. & W. Körner (Hrsg.), *Handwörterbuch Sexueller Missbrauch* (S. 121–131). Göttingen Bern Toronto Seattle: Hogrefe.
- Kentler, H. (1988). Auf der Suche nach der Bedeutung eines Begriffs. In H. Kentler (Hrsg.), *Sexualwesen Mensch. Texte zur Erforschung der Sexualität* (S. 7–54). München: Piper.
- Philipps, I.-M. (2001). „Sexualisiertes Verhalten – brauchen wir neue Bewertungen? Wie sexuell ist kindliche Sexualität?“ *Empirische Erkenntnisse und menschliche Reaktionen zum Sexualverhalten von Mädchen und Jungen*. Manuskript, Vortrag in Groß-Gerau am 9. 11. 2001.
- Rogers, C. R. (1959a/1987). *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen* (3. Auflage). Köln: GwG.
- Rogers, C. R. (1961a/1973). *Die Entwicklung der Persönlichkeit: Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten* (10. Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rogers, C. R. (1951a/1973). *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie*. München: Kindler.
- Schmid, P. F. (1996). *Personenzentrierte Gruppenpsychotherapie in der Praxis. Ein Handbuch. Die Kunst der Begegnung*. Paderborn: Junfermann.
- Schmidt, G. (2004). Kindersexualität – Konturen eines dunklen Kontinents. In B. Burian-Langegger (Hrsg.), *Doktorspiele* (S. 114–129). Wien: Picus.
- Schuhcke, B. (1998). Die offene Toilettentür. Sexualität, Scham und Neugier in der Familie. *Pro Familia Magazin* 3/4, 18.
- Sigusch, V. (2005). *Sexuelle Welten. Zwischenrufe eines Sexualforschers*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Spielhofer, H. (1996). Die Natur des Menschen bei Rogers – eine Dame ohne Unterleib! Das Konzept des Organismus und die Entwicklung von Bedürfnissen am Beispiel der Sexualität. *Personenzentriert* 1, 34–62.
- Teichmann-Wirth, B. (1992). Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können. Personenzentrierte Therapie: Jenseits der Sexualität? In P. Frenzel, P. F. Schmid & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch der Personenzentrierten Psychotherapie* (S. 293–302). Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Treusch-Dieter, G. (2001). Die Mutter ist kein Witz. In G. Perko (Hrsg.), *Mutterwitz. Das Phänomen Mutter – eine Gestaltung zwischen Ohnmacht und Allmacht* (S. 320–337). Wien: Milena.
- Van Ussel, J. (1977). *Sexualunterdrückung. Geschichte der Sexualfeindschaft. Texte zu Sozialgeschichte und Alltagsleben*. Gießen: focus verlag.
- Wiltshcko, J. (2008). *Focusing und Philosophie. Eugene T. Gendlin über die Praxis körperbezogenen Philosophierens*. Wien: Facultas.
- Winkler, M. (1992). Das Geschlecht: Du Tarzan – ich Jane. Geschlechterdifferenz in der therapeutischen Interaktion. In P. Frenzel, P. F. Schmid & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch der Personenzentrierten Psychotherapie* (S. 193–205). Köln: Edition Humanistische Psychologie.

Autorin:

DSA Margret Katsivellaris, Jg. 1955

Psychotherapeutin, Supervisorin in freier Praxis. Ausbilderin und Lehrtherapeutin im IPS der APG, Leiterin der Aus-, Fort- und Weiterbildung in Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie des IPS der APG

Korrespondenzadresse:

Margret Katsivellaris

Ottakringer Straße 215/3/14

A-1160 Wien

E-Mail: katsivellaris@gmail.com